

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mainz und seine Geschichte

geben dürfen und doch zog er mich, ehe er's fertig brachte, zweimal in der ganzen Stube herum!

Mainz und seine Geschichte.

„Du Thor der deutschen Lande
 O Bundesfeste Mainz!! — —
 Ein hohes Amt laß halten
 In deinem heil'gen Dom,
 Damit sie wohl verwalten
 Die Wacht am deutschen Strom.“
 Eberhardsdorf.

Mit Recht fürwahr hat man Mainz seit Jahrhunderten das goldene genannt. Es verdient diesen Namen schon allein wegen seiner Lage, die in deutschen Landen ihres Gleichen nicht hat; es verdient ihn aber auch wegen des frischen, fröhlichen Sinnes und des strebsamen Wesens seiner Bürgerschaft, wegen seines ausgedehnten Verkehrs und blühenden Handels, wegen seiner geschichtlichen Bedeutung, und weil es die Wiege der Buchdruckerkunst war, des schönsten Kleinods in dem herrlichen Strahlentranze deutscher Erfindungen.

Veinahe in der Mitte Europas und so ziemlich in der Mitte des Rheinflusses, da, wo dieser herrliche Strom den Main in sich aufnimmt, und mit einer Einbuchtung in das von Hügeln umkränzte Land eindringt, erhebt sich Mainz mit seinen Mauern und Schanzen und Thürmen. Von allen Seiten betrachtet, — sowohl von den umliegenden Anhöhen oder von den Weinbergen Hochheims, wie vom Rhein oder vom Main aus, — bietet es einen unbeschreiblich schönen Anblick dar. Unten durch den weiten von Wäldern und Wiesen und Getreidefluren durchzogene Thalgrund, zieht sich, gleich einem ungeheuern Silberbände, der mit grünen Auen bedeckt, von Dampf- und Segelschiffen und Rachen belebte Rhein in gewaltiger Majestät durch ein Land, das man einst nicht mit Unrecht für einen „Wonnegau“ erklärt hat.

An seinem Ufer rankt die Rebe; nach Norden zu schließt das Rheingaugebirge die Fernsicht, weiter östlich erhebt sich in mächtigen Massen der Taunus; man übersieht die schöne Bergstraße beinahe ihrer ganzen Länge nach, und erschaut an hellen Tagen von den die Stadt umgränzenden Hügeln, einerseits die letzten schwachen Ausläufer des Spessart, andererseits jene des Hunsrück, und in blauer Nebelferne den Donnersberg. Das von diesem Höhenfranze umschlossene Gelände ist ein großer fruchtbarer, unendlich mannigfaltiger Garten, und in diesem Garten liegt Mainz, die alterthümliche, ehrwürdige und doch so jugendlich emporstrebende Stadt, mit dem rothen Dome, der sich in den rasch fluthenden Wellen des Rheins spiegelt, mit ihrem Hasen, der stets belebt ist, und gastlich die vielen hunderte von Segelschiffen und Dampfboten aufnimmt, welche aus dem fruchtreichen Franken kornbeladen den gelben Main herabschwimmen, oder vom Oberrhein und aus dem Niederlande die Waaren aus fernen Ländern dem weitern Verkehr überliefern.

Durch so günstige Lage ist auch die Bedeutung dieser Stadt bedingt, welche von jeher zu den wichtigsten Deutschlands gehörte, und mehr als einmal von großem Einflusse auf die Entwicklung des Gesamtvaterlandes gewesen ist. Mainz hat nach manchen Wechselfällen, welche es im Laufe der Jahrhunderte erlitt, sich immer wieder zu neuer Blüthe emporgehoben, und ist gegenwärtig in einem raschen Aufschwunge begriffen.

Einem so durch und durch praktischen Volke, wie die Römer waren, mußte es auf den ersten Blick einleuchten, daß eine am Zusammenflusse zweier großer Ströme erbaute Festung zur Sicherung ihrer Gränze gegen die feindlichen deutschen Volksstämme des rechten Rheinufers von entscheidender Wichtigkeit seyn würde. Unter den fünfzig Festungen

oder Kastellen, welche Drusus am Rhein aufzuführen ließ, war *Magontiacum* bei weitem der wichtigste Platz, da er die Verbindung zwischen den Städten Ober- und Niedergermaniens vermittelte und den Schlüssel der römischen Besitzungen in diesen Gegenden bildete. Dorthin legten die Römer ihre tapfersten, in vielen Kriegen erprobten Legionen, zum Beispiel die berühmte vierzehnte, welche man als die Erbauerin von Mainz betrachten muß und die zwei- und zwanzigste. Diese hatten lange Zeit dort ihre Stanzlager und noch heute bezeugen die bei Zahlbach gefundenen Grabsteine die Anwesenheit dieser Schaaren, welche aus Leuten aller Provinzen des römischen Weltreichs bestanden, und die einst im Morgenlande und an der Donau sich durch ihre Kriegserfahrung und Mannszucht ausgezeichnet hatten. Von Mainz aus wurden viele Heerzüge in die deutschen Gauen unternommen, dort verweilten viele Kaiser, um den Krieg gegen die furchtbarsten Feinde Roms zu leiten, und hier überfluthete in den folgenden Jahrhunderten eine Volkswelle die andere.

Ursprünglich war Mainz also ein von den Römern erbautes, verschanztes Lager, dessen Grundmauern noch jetzt vorhanden sind. Um die Festung herum wurde im Fortgange der Zeit nach und nach die eigentliche Stadt angebaut, sie lag aber nicht, wie jetzt, unmittelbar an dem damals sumpfigen Rheinufer, sondern auf und an der Höhe. Von dieser letzteren aus liefen auch die großen Heerstraßen, welche die Römer einerseits über Oppenheim, Worms und Speier nach Italien und anderseits über Bingen an dem Niederrhein und nach dem Land der Bataver führten, und deren Ueberreste sichtbar sind bis auf diesen Tag. Ueberhaupt ist in und um Mainz überall klassischer Boden; alljährlich werden dem Schoosse der Erde römische Alterthümer entrisen; Münzen, die das Volk Heidenköpfe nennt,

Särge und Grabsteine, Altäre und Spangen und Thronenflaschen und Hausgeräthschaften mannigfacher Art. Keine andere Gegend diesseits der Alpen ist so reich an Denkmälern aus der Zeit der Römer, die hier beinahe fünf Jahrhunderte lang herrschten. Der in der heutigen Citadelle sich erhebende Eichelstein, soll ein Trauerdenkmal gewesen seyn, das die Legionen ihrem gefeierten Feldherren Drusus in dem von ihm gegründeten Mainz errichteten. Sie bauten Tempel und legten eine Wasserleitung an, die aus einer zwei Stunden entfernt liegenden Quelle, über eine Masse von gewaltigen Pfeilern, von denen viele dem Sturm der Jahrhunderten getrotzt haben, das Lager mit trefflichem Wasser versah, und über den Rhein schlugen sie eine steinerne Brücke, um ihr Magontiacum mit dem auf dem rechten Ufer erbauten Kastell (dem heutigen Kastel) in sichere Verbindung zu setzen, und zu allen Zeiten des ungestörten Ueberganges über den Rhein gewiß zu seyn. In Mainz verweilte, auf seiner Fußwanderung durch das römische Reich, der Kaiser Hadrian, und ließ den Festungswerken eine größere Ausdehnung geben; in der Nähe der Stadt wurde Alexander Severus, nachdem er mit den Alamanen Frieden geschlossen hatte, mit seiner Mutter Mama, im Jahre 235 erschlagen; hier verweilte Probus, der die ersten Neben am Rhein pflanzte, hier baute Konstantinus, den man mit Unrecht den Großen nennt, einen Theil seiner Rheinflotte, und auch Julianus, der geistreiche „Abtrünnige“ war eine zeitlang in Mainz. Diese Stadt sah in der folgenden Zeit in oder vor ihren Mauern nach einander Alamanen, Franken und Burgunder, und Hunnen, welche die Mauern schleiften, und Tausende von Einwohnern mordeten. Was noch übrig geblieben war, wurde später von Attila, der Gottesgeißel, durch Feuer und Schwert verwüster; der Glanz, welchen Mainz in der Römerzeit

um sich verbreitet hatte, erlosch, und es war lange ein bloßer Trümmerhaufen. Als die Hunnen sich an die untere Donau zurückgezogen und auch die Römer Obergermanien für immer hatten räumen müssen, stritten mit wechselndem Glücke Allemannen und Franken um den Besitz des Rheinlandes. Den Letzteren blieb der Sieg, und das ihrer Herrschaft zufallende Rheinland führte fortan den Namen des rheinischen Franciens, welches durch die Sur bei Selz von dem Herzogthum Allemannien (Schwaben und Elsaß) getrennt war.

Mainz war also fortan eine Stadt des Frankenreichs. Die Spuren der früheren Verwüstung schwanden nur allmählig. Die wichtige Lage dieses Punktes und die reizende Gegend veranlaßten indeß die fränkischen Könige, häufig in derselben zu verweilen. Sie baueten Paläste zu Speier und Worms, zu Germersheim, Ingelheim und in anderen rheinischen Städten, und auch Mainz wurde im Anfange des siebenten Jahrhunderts von König Dagobert dem Ersten, welchen man als den eigentlichen Gründer der jetzigen Stadt betrachten muß, wieder aufgebaut. Er rückte die Häuser näher an den Strom. Die Bevölkerung wuchs indessen nur langsam, und eine militärische Wichtigkeit scheint Mainz erst wieder erhalten zu haben, seitdem es im Anfange des achten Jahrhunderts durch Bischof Siegbert mit Mauern umzogen wurde. Damals hatte es nur erst drei Kirchen.

Aber als das Frankenreich an die Karolinger fiel, begann für die Stadt ein neuer Zeitabschnitt. So wie sie unter den Römerzeiten Metropolitansitz eines Bischofs von Obergermanien und eine Pflanzstätte für die Verbreitung des Christenthums unter den heidnischen Völkern Deutschlands gewesen war, so wurde sie jetzt ein Mittelpunkt und ein Hauptheerd, von welchem höhere Gesittung und geistige Ausbildung ausging. Karl der Große, welcher vorzugsweise gern

in seinem von hundert Säulen getragenen Palaste zu Ingelheim wohnte. besuchte von dort aus sehr häufig das neu aufblühende Mainz, wo er Schulen anlegte und in denselben den Prüfungen der Zöglinge selbst beiwohnte. Er pflanzte Neben und edle Obstbäume, veranlaßte geschickte Handwerker aus allen Theilen des Reiches sich in dieser Stadt niederzulassen, munterte den Handel auf, und ließ eine Holzbrücke über den Rhein bauen, die auf fünfundzwanzig steinernen Pfeilern ruhte und im Jahre 803 vollendet wurde. Noch sind, bei sehr niedrigem Wasserstande, achtzehn Pfeiler dieser Brücke zu sehen, die leider bald ein Raub der Flammen wurde.

Schon vor Karl dem Großen, im Jahre 745, war Mainz zur Metropolitankirche für ganz Deutschland erhoben, und der unermüdete Heidenbefehrer Winfried oder Bonifacius, der in der That ein „Wohlthäter“ Deutschlands wurde, zum ersten Erzbischof ernannt worden. Sein Sprengel reichte über alles Land von der Schweiz bis nach Böhmen und der Nordsee, und Mainz, namentlich aber das Albanskloster, wurde ein Mittelpunkt christlicher Kultur. Seitdem wurden häufig Kirchen- und Mäierversammlungen in der Stadt gehalten; hier lebten und wirkten in der Zeit Karls, welcher von Mainz aus nach Rom reisete, um sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, Alkuin und Eginhart; und auch nach dem Tode dieser Männer, erfreuten sich die Wissenschaften einer sorgfältigen Pflege unter dem Erzbischofe Rabanus Maurus, diesem „in göttlichen Schriften bewanderten, in weltlichem Wissen überaus gelehrten Manne, der Redner, Sternkundiger und Philosoph war, und damals weder in Deutschland noch in Italien seines Gleichen hatte.“ Wir müssen hier ausdrücklich seiner Bemühungen für Ausbildung der deutschen Sprache erwähnen, und daß der Weissenburger Mönch Dstfrid einem der Nach-

folger des Rhabanus, dem Erzbischof Luitbert, seine deutsche Uebersetzung der Evangelien zueignete.

In dem bekannten Theilungsvertrage von Verdun, im Jahre 843, war Mainz, als eine Stadt des rheinischen Franciens, Ludwig dem Deutschen zugefallen, und blieb fortan beinahe ein Jahrtausend lang beim deutschen Reiche. Die Erzbischöfe wußten seitdem allmählig nicht nur die Besitzungen ihrer Kirche zu vergrößern, sondern auch ihren weltlichen Einfluß auszudehnen. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung der heilige Willigis, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, ein geborener Niedersachse, der unter den Dyttonen lange Zeit in die Geschichte des deutschen Reiches tief eingriff. Er war ein einflußreicher Kur-Herr, und begründete in der Stadt Mainz einen gediegenen Wohlstand, der viele Fremde zur Niederlassung innerhalb der Ringmauern bewog, und den Geist der Selbstständigkeit und des Kraftgefühls unter der Bürgerschaft belebte. Mehrfache Unglücksfälle, z. B. Erdbeben, Belagerungen, vermochten denselben nicht zu untergraben; der Handel stieg, besonders durch die Bemühungen der Italiener und Juden, und auch die Gewerbsamkeit entwickelte sich in dem Maasse, daß schon jetzt die Arbeiter sich enger an einander schlossen, und Verbände stifteten, aus welchen später die so einflußreichen Zünfte entstanden. Die städtischen Angelegenheiten verwaltete damals noch ein kaiserlicher Vogt, dessen Gerichtsbarkeit aber bald nach dem Jahre 1000 aufhörte und an die Erzbischöfe überging. Früher standen diese mit den Bürgern im freundlichsten Einvernehmen und Beide traten einander fördernd zur Seite; von nun an begannen zwischen ihnen die Streitigkeiten, die mehr als einmal zu blutigen Austritten führten. Bürgermeister und Rath, welche um diese Zeit zuerst in der Geschichte von Mainz erscheinen, vertheidigten die Zollfreiheit der Stadt gegen die Erzbischöfe

und werden darin von den Bürgern unterstützt; und im Jahre 1077 fühlen sich diese Letzteren schon so einflußreich und mächtig, daß sie den Königshof bestürmen, um in demselben den, von den Geistlichen begünstigten Gegenkönig, Rudolf von Schwaben zu ermorden. Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten kam allmählig in die Hände einer Anzahl von patricischen Geschlechtern, die in den benachbarten Gauen durch bedeutenden Grundbesitz begütert waren. Sie hießen Altbürger im Gegensatz zu den Neubürgern oder Zünftigen, oder auch Münzgenossen und Hausgenossen im Palaste der Fürsten; sie waren thätig in Waffen und in der Obrigkeit, im Kirchendienste und in den Wissenschaften, und viele von ihnen haben Dichtkunst und bildende Künste gepflegt, und auch Gutenberg ist aus ihren Reihen hervorgegangen.

Die Bürgerschaft hatte sich nach und nach einzelne wichtige Freiheiten und Rechte zu erwerben gewußt; die bedeutendsten Privilegien erhielt sie aber nach dem Aufstande gegen Heinrich V. 1115, in welchem die Bürger den vom Kaiser gefangenen Erzbischof Adalbert befreiten. Er ertheilte ihr jene Rechte, welche noch jetzt in den ehernen Thüren der Domkirche eingegraben sind; Mainz wurde von der Gerichtsbarkeit der Kirchenvögte befreit, und die Bürgerschaft erhielt die freie Wahl ihrer eigenen Richter und Sicherung des hergebrachten Rechts. Späterhin, in den häufigen bürgerlichen Unruhen und den Kämpfen gegen die Erzbischöfe wurden ihr freilich diese Freiheiten mehrmals entzogen, allein unter günstigen Umständen immer wieder erworben und die Stadt gedieh, trotz dieser Zerwürfnisse immer mehr und mehr, und hob sich zu einem der wichtigsten Plätze am Rhein empor; besonders nachdem sie 1245 von Kaiser Friedrich II. die sogenannte „goldene Freiheit“ erhalten hatte, die Erzbischof Siegfried bestätigten und erweitern mußte.

Dadurch wurden die Bürger der lästigen Pflicht entledigt, den Erzbischof in seinen Fehden zu unterstützen; sie erlangten, daß die bürgerlichen Güter im erzbischöflichen Gerichtsbaum von allen neuen Auflagen befreit und daß alle bürgerlichen Kaufmannswaaren vollkommene Zollfreiheit genießen sollten. Auch durfte der Erzbischof, auf eine Meile weit, im Umfange der Stadt keine Burg anlegen und mit nicht mehr Bewaffneten in die Stadt einziehen, als die Bürger erlauben würden. Diese wählten als Verwaltungsbehörde einen Rath von Vierundzwanzig aus ihrer Mitte, der ihre Rechte und Interessen wirksam gegen jede Beeinträchtigung schützte.

In diese Zeit, als viele bürgerliche Gemeinwesen am Rheinstrom und namentlich auch Mainz, wichtige Rechte und Freiheiten erworben hatten, und sich kräftig zu fühlen begannen, fällt die Gründung des großen rheinischen Städtebundes.

Deutschland befand sich damals, nachdem leider die Kaiser ihr Augenmerk weit mehr nach aussen, besonders nach Italien, als auf die inneren Verhältnisse gerichtet hatten, in einem Zustande der grauenvollsten Verwirrung, welche während des Zwischenreiches, in den Jahren von Friedrich II. Tode bis auf Rudolfs von Habsburg Wahl, ihren höchsten Gipfel erreichte. Alles war lose und locker geworden, und der Reichsverband gewissermaßen aus den Fugen gewichen. Jeder befehlete den Andern, es galt kein Recht, sondern nur eiserne Gewalt; es war wie ein Krieg Aller gegen Alle; nirgends war Ordnung und kein Gesetz wurde geachtet, ja die deutsche Krone wurde von den geistlichen Fürsten schmähtlich an Spanier und Engländer ausgeben, und vom Papste, der sogar Reichstagsbeschlüsse bestätigte, in den Staub getreten! Jeder riß von der alten deutschen Kaisereiche einen Zweig für sich ab, und der ehrwürdige Baum wurde so vollständig entlaubt, daß er

nackt und fahl dastand und Niemanden mehr Schutz gewährte. So sehr war das Ansehen des Kaisers untergraben, und seine Macht, nachdem die einzelnen Fürsten auf Kosten der Reichshoheit ihre Gewalt ungebührlich erweitert hatten, dermaßen gebrochen, daß ein ganz gewöhnlicher Ritter es wagen durfte, dem deutschen König Wilhelm von Holland die junge Gemahlin räuberisch zu entführen, ohne daß der an seiner Ehre Gebränkte den Frevler zu züchtigen, oder der Gefangenen die Freiheit wieder zu schaffen vermochte. Fürwahr, es erklärt sich leicht, wie die heilige Fehme, mit ihrer ganz den Begriffen jener wüsten Zeit angemessenen, raschen und blutigen Gerechtigkeit als eine Wohlthat betrachtet werden konnte, — unter Umständen, welche wir in einem alten Zeitbuche schmucklos und wahr in folgender Weise geschildert finden: „Daßmahls stand es in Teutschland und fürnehmlich am Rheinstrom also, daß wer der stärkste war, der schube den andern in den Sack, wie er kunt und mogt; die Ritter und Edelleuth nährten sich aus dem Stegreiff, mordeten, wie sie kunten, verlegten und versperreten die Pässe und Straßen, und stellten denen, so ihres Gewerbes wegen über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach. Darneben hatten etliche Herrschaften neue Zölle am Rhein uffgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßiger, unbilliger Schatzung hochbeladen, beschwert und bedrängt. Derohalben, weil sie sonst kein Gehülff und Trost gewärtig, verbunden sich, nach deren von Worms, Mainz und Oppenheim Exempel, fast in die sechsßig Städte am Rhein gelegen, daß je eine der andern in Nöthen Beistand thun solle.“ — Und ein anderes Zeitbuch bemerkt: „Es hat sich ganz Teutschland in großer Unruhe, Empörung und Unsicherheit befunden; Gottesfurcht, Recht und Billigkeit hat man gar aus den Augen und Herzen gesetzt und viel abliche Geschlechter ausm Stegreiffe ihre Nahrung ge-

wonnen, daß Niemand weder zu Wasser noch zu Land sicher reysen, der Bauersmann seine Weingarten und Aecker weder arbeiten noch genießen können. Dies Unheil Alles ist ursprünglich vom Papste hergestlossen, daß er Kaiser Friedrich (den Zweiten) mit Krieg angefochten, hernach die Fürsten des Reichs wider denselben zum Ungehorsam verhetzte, zu Meineyd und Ueberfahung geschwornen Pflicht und Treue, und dahin verleitet, daß sie andere zu Könige erwählt, über welcher Wahl große Uneinigkeit und Zwietracht der Fürsten unter sich selbst erwachsen, darauß öffentliche Feindschaft und Krieg zwischen denselben in allen Ländern entstanden. — Bevor ab seind die Zölle von den Beständern und Inhabern allenthalben ersteigert, und damit alle Handthierung zerrüttet und hintertrieben worden; in Summa, wer den Andern überwältigen können, der hats nicht unterlassen. Die Geistliche haben die Weltliche und hingegen diese jene gezwackt, beschwert, beraubt und vergewaltigt; dergestalt, daß alle Land mit Unfried und Beschwernuß erfüllt gewesen. Diesen betrübten Zustand des römischen Reichs haben etliche Städte reislich überlegt, und demselben zu begegnen, und an ihrem Ort Sicherheit zu Land und zu Wasser zu verfügen, dieß Mittel erfunden, so von dieser Zeit hernach oft und vielfältig praktizirt worden, daß sie zu einhelliger, steifer und getreuer Zusammensetzung sich verbunden und damit viel Nuß und Gutes geschafft. Der Anfang ist gemacht worden von Maynz, Worms, Speyer, Frankfurt, Bingen und Oppenheim, aber während der Traktaten, so nach Ausweisung der Hirsauer Chronik, zu Maynz Anno 1254 auf Margarethen Tag angestellt, haben sich andere mehr dazugeschlagen, und endlich mehr als sechszig Städte sich in Bündniß mit einander eingelassen, Obriste, Hauptleut und viel Kriegsleut in Bestallung angenommen, welche auf die Straßenräuber gestreift, die

Raubschlösser geplündert und zerstört, und die neue und er-
steigerte Zölle abgethan, und die Straßen in Sicherheit
und Frieden erhalten.“

So weit das Zeitbuch, welches Veranlassung und Ursprung des Städtebundes ganz richtig andeutet. In einer solchen Zeit vermochte der Einzelne sich nicht zu schützen, und das Bedürfnis der Vereinigung zu Schutz und Trutz lag also nahe. Auch waren schon vor dem rheinischen Bunde, im nördlichen Deutschland Hamburg und Bremen zum gemeinsamen Schutze ihres Handels zusammengetreten, und Braunschweig hatte sich bereits 1247 ihnen angeschlossen. Diese Städtebünde waren so sehr im Geiste der Zeit begründet und von der Noth geboten, daß sie wunderbar schnell zu großer Blüthe und zu mächtigem Einflusse gelangten. Reichte doch die Hansa in ihren besten Tagen von Flandern bis Nowgorod, und der rheinische Städtebund umfaßte, obwohl er geographisch eine bei weitem geringere Ausdehnung hatte, nahe an hundert Städte, und auch viele Fürsten und Herren wandten sich ihm zu.

Einzelbünde waren bereits schon früher von benachbarten Städten geschlossen worden, z. B. zwischen Worms und Mainz, oder Koblenz und Boppard, aber es lag denselben immer nur ein beschränkter Zweck, kein großer und umfassender Gedanke zum Grunde, wie er den Stifter des rheinischen Städtebundes von vorneherein befeelte. Dieser Stifter war Arnold, der Walpode, *) d. h. der

*) Walpode war in Mainz ein Amtsname, kein Geschlechtsname, sondern der Walpode nach der alten Gauverrichtung ein Substitut der Gau- und Stadtgrafen, in der That Vicecomes. In Betreff der geistlichen Leute und Güter vertrat er die Stelle eines Stiftsvogts, den nicht der König, sondern der Bischof zu bestellen hatte. „Daher, bemerkt Schaab, mag das Wort Bote in dem Amtsnamen Walpod einen Boten mit der Gewalt, vielleicht mit dem

oberste Polizeibeamte der Stadt Mainz. Er stammte aus dem Altbürgergeschlecht der Löwenhäupter, hatte sich schon vor 1254 um seine Vaterstadt wesentlich verdient gemacht, und stand bei seinen Mitbürgern in hohem, wohlverdientem Ansehen. Arnold begriff mit seinem klaren Geiste, daß Ordnung und Sicherheit nicht vom Kaiser wiederhergestellt werden könne, denn der Kaiser war ohnmächtig, auch nicht von den Fürsten, denn sie verfolgten eigennützige Zwecke und befehdeten einander, noch weniger durch die Ritter, denn eben diese gaben ja am meisten Veranlassung zu Klagen, sondern daß nur in einem engen Verbande der lebenskräftigen Städte allein Rettung liege. Darum bemog er zuvörderst seine Mitbürger zu der Erklärung, daß sie unter allen Umständen den Landfrieden aufrecht erhalten wollten. Er stellte ihnen vor, daß man nur durch Eintracht und Vereinigung der Kräfte hoffen dürfe, dem heillosen Zustande, der Alle so schwer drückte, ein Ende zu machen, und "seine Mitbürger stimmten ihm bei, und viele andere Städte." — Was kein Kaiser auszuführen vermochte, das that ein Städtebund. Dieser war "nicht auf Despotismus wie das

Rechte die Urtheile der Bischofs zu vollziehen, andeuten. Er übte den Reichsbann im Namen des Grafen und des Bischofs aus, indem sich jener der unmittelbaren Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit nicht unterziehen wollte, und dieser sie mit seiner geistlichen Gewalt unvereinbar fand." Der Walpode war der städtische Bann- und Blutrichter; und schon im 12. oder 13. Jahrhundert mag in Mainz das Walpodenamnt erblich an das Geschlecht, welches den Löwenkopf im Wappen führte, gekommen seyn. Dieses Amt erhielt sich in der Stadt bis auf die Zeiten der Umwälzung, war aber allmählig mehr und mehr beschränkt worden und bezog sich zuletzt nur noch auf die erste Untersuchung von Verbrechen und Aburtheilung kleiner Vergehen, Zunft- und Hausfachen.

Mit dem kaiserlichen Walpoden, *silvarum custos* oder *forestarius*, darf dieser Mainzer Walpode nicht verwechselt werden.

Römersystem, nicht auf Täuschung, wie das hierarchische, nicht auf Krieg, wie das karolingische, gebaut, sondern fußte auf Freiheit, auf wechselseitigem Bedürfniß, auf Frieden und den ewigen Gesetzen der Natur.“

Mainz, von wo der Bund ausging, blieb auch dessen Mittelpunkt; es war reich und mächtig, der Hauptstapelplatz für den rheinisch-oberdeutschen Handel und galt in jenen Zeiten für wohlhabender als selbst das volkreichere, unmittelbaren Seehandel treibende Köln. Die ersten Städte, welche mit Mainz die „Einung“ bildeten, waren die ihm zunächst liegenden, Oppenheim und Worms, im Anfange des Mai 1254; am 29 desselben Monats trat Bingen bei, und im September bestätigte König Wilhelm den Landfrieden. Ferner schlossen sich ihm an: Speier und Straßburg, Freiburg im Breisgau, Breisach, Basel und Zürich, Rheinfelden; Weissenburg, Hagenau, Schlettstadt, Kolmar und Lauterburg im Elsaß; Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Frankfurt, Friedberg, Wehlar, Bacharach, Oberwesel, Boppard, Andernach, Bonn, Köln, Neuß, Aachen, Fulda, Gelnhausen, Seltigenstadt, Lützelburg (Luxemburg) und viele andere. Auch die Fürsten und Ritter, denen an Ruhe und Ordnung gelegen war, namentlich der Kurfürst Gerhard von Mainz, Konrad von Köln, Arnold von Trier, und der Pfalzgraf Ludwig förderten durch ihren Anschluß das große Werk, beschieden die Bundestage, auf welchen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten geordnet wurden, setzten die Zölle herab, halfen, den Raubrittern das böse Handwerk legen, den Landfrieden aufrecht erhalten, und beförderten mit der Wiederherstellung der Ordnung, zugleich das Wiederaufleben des Handels. Als im Jahre 1277 der Städtebund erneuert und vergrößert wurde, und mit vielen fränkischen, schwäbischen und niederländischen Städten Verträge zu gegenseitigem Vortheil

schloß, stand Mainz auf dem Gipfel seiner Macht, *) und damals legte man ihm den Namen des goldenen bei, welchen es in jedem Betracht mit Recht verdiente. Wie Lübeck an der Spitze der Hanse stand, so Mainz an jener des rheinischen Städtebundes, der in den Jahren 1312 — 1317 das große Kaufhaus erbaute, welches Napoleon im Jahre 1813 hat niederreißen lassen.

Es herrschte damals und später ein überaus reges Leben in den deutschen Städten; die Bürger waren durch Fleiß wohlhabend, und durch ein enges Aneinanderschließen der Zünfte und Genossenschaften, welche jeden der übrigen gegen Beeinträchtigung von außen schützten und unterstützten, mächtig und einflußreich geworden. In Mainz nahmen die Kämpfe mit den Altbürgern einerseits, und mit den Erzbischöfen und der Geistlichkeit, welche die Freiheiten einzuschränken, und die Stadt sich zu unterwerfen strebten, andererseits, kein Ende; aber in diesen Kämpfen bildeten sich tüchtige Charaktere aus, kräftigte sich der Bürgerinn, erhielt sich ein gesundes Volkgefühl. Die Altbürger vertraten das aristokratische, die Zünfte das demokratische Princip. Jene bildeten eine Art von abgeschlossnem Körper; sie hatten ihre eigenen Richter, wählten aus ihrer Mitte den Stadtschultheißen, vier Stadtrichter, zwei adelige Bürger

*) Die Dampfschiffahrt hat in unsern Tagen einen neuen, zwanglosen, rheinischen Städtebund, von Basel bis Wesel und Holland gestiftet. Es gereicht aber den verschiedenen Dampfschiffahrts-Gesellschaften keineswegs zur Ehre, daß sie noch kein Schiff: „Rheinischer Städtebund“ oder „der Walpode,“ auf dem Strome schwimmen haben. Die Regentensfamilien sind genug vertreten, selbst Grafen von Paris und Victorien qualmen auf dem Rheine, auch sogar eine „Stadt Kehl“ und anderweitige kleine städtische Eitelkeiten hat man befriedigt. Wann wird man so viel Verstand zeigen, mit der glorreichen Geschichte der Vorzeit wieder anzuknüpfen?

und zweiundzwanzig Rathsherren; sie waren also im Besitze der einflußreichsten Aemter, und verwalteten dieselben häufig mehr zum Vortheil ihrer Körperschaft, als nach dem Wunsche und zum Vortheile der gesammten Stadtgemeinde. Schon im Jahre 1280 hatten sich die Zünfte mit den Waffen gegen das Regiment der Patrizier erhoben, und von da an dauerte der Zwist und Streit ununterbrochen mehr als zweihundert Jahre lang. Im Jahre 1332 führten die Gemeinen, wie weiland die Plebejer in Rom, Klage darüber, daß noch nie ein Patrizier seine Tochter einem Genossen der Zünfte zur Ehe gegeben habe, daß vielmehr die Altbürger darnach trachteten, durch Heirathen in patrizische Familien, die Zahl derselben, zum Nachtheil der Gemeinen, ungebührlich zu vermehren. Sie verlangten deshalb, um die Ungleichheit weniger drückend und lästig zu machen, daß jeder Bürger von Mainz, gleichviel, welchem Stande er angehöre, sich in einer der neunundzwanzig Zünfte aufnehmen lassen solle. Die Altbürger wiesen solche, keineswegs unbilligen, Anträge stolz und übermüthig zurück, und nun stieg, nach vielem Hin- und Herverhandeln, die Leidenschaft so hoch, daß die Zünfte endlich zu den Waffen griffen, und die Häuser der Patrizier stürmten. Diese entflohen auf ihre Güter, und viele von ihnen mußten die Stadt meiden, bis endlich, unter Vermittlung einiger Bundesstädte, ein Vergleich geschlossen wurde, demgemäß die Geschlechter der Altbürger auf 129 beschränkt wurden, aus welchen die Anzahl der von den Patriziern zu ernennenden Rathsherren gewählt werden sollte. Wer übrigens auf Bürgerrechte Anspruch machte, mußte fortan Mitglied irgend einer Zunft seyn, von denen jede einen Rathsherrn ernannte. Die Plebejer hatten demnach zum Theil ihren Willen durchgesetzt; aber die Patrizier grollten, und es verging wohl ein Jahrhundert, bevor sie es verschmerzten

konnten, daß sie von ihrem früheren Uebergewicht etwas eingebüßt hatten. Als im Jahr 1420 Erzbischof Konrad III. und Kaiser Ruprecht ihren Einzug in die Stadt hielten, kam endlich die Flamme wieder zum Ausbruche, nachdem der patrizische Bürgermeister den plebejischen zurückgebrängt, und an beide Herren seinen Bewillkommungsgruß alle in gerichtet hatte. Die Zünfte sahen in dieser Ausschließung ihres Bürgermeisters eine schwere Beleidigung, stürmten, wie vormals, die Häuser ihrer Gegner, und vertrieben die Altbürger, von denen auch jetzt viele auswanderten; zum Theil ließen sie sich in dem benachbarten Frankfurt nieder. Und nun verwalteten die Zünfte ein volles Jahrzehnt allein das städtische Regiment. In diese Zeit fallen auch ihre erbittertsten Kämpfe mit der Geistlichkeit, mit welcher die Bürger von jeher in Streit lebten, weil dieselbe fortwährend unstatthafte Ansprüche machte, die städtischen Freiheiten zu beeinträchtigen, und zu verkürzen suchte, und auf Seiten des Erzbischofs stand, in welchem die Bürgerschaft ihren natürlichen Feind erblickte. Die Geistlichkeit bediente sich in diesem Streite auch geistlicher Waffen; — sie ließ die Stadt in den Bann thun. Es kann aber für den freien Geist zeugen, der damals das Volk von Mainz durchdrang, daß die Bürgerschaft des Bannstrahls nicht achtete, und Jahrelang ohne Kirchendienst blieb, bis endlich durch die sogenannte „Passenachtung“ der Zwist geschlichtet wurde. Inzwischen war auch mit den Altbürgern ein Vergleich zu Stande gekommen, dessen Bestimmungen vollständig zu Gunsten der Zünfte und der Gleichheit lauteten. Von den drei Bürgermeistern sollten nämlich allemal zwei aus den Gemeinen gewählt werden; zu der Kammer, in welcher die Siegel und Freiheiten der Stadt aufbewahrt lagen, sollten auch die Gemeinen, und der Bürgermeister der Gemeinen so gut wie jener der Altbürger einen Schlüssel erhalten;

es wurden Bestimmungen getroffen, um für die Folge allen Rangstreitigkeiten vorzubeugen; ohne Bestimmung der ganzen Gemeinde durften keine Schulden gemacht, keine Bündnisse abgeschlossen werden. Dafür erhielten die Patrizier ihr Münzrecht zurück und die Ausgewanderten durften wieder in die Stadt zurückkehren.

Unter diesen bürgerlichen Wirren, zu denen auch Fehden nach aussen kamen, war Gutenberg aufgewachsen, der Erfinder der Buchdruckerkunst, und einer der größten Wohltäter der Menschheit. Wohl konnte er ausrufen, daß Licht werden sollte, als er die beweglichen Lettern erfunden hatte, welche es möglich machten, jedes Buch bis in's Unendliche zu vervielfältigen. Bis zur Erfindung dieser „schwarzen Kunst“ war der Geist in seiner Wirkung nach aussen gebunden; Gutenberg lösete, zum Heil der Welt, diese Fesseln für alle Zeit. Ihm zu Ehren erhebt sich in Mainz ein ehernes Standbild von Thorwaldsen, das seine dankbare Vaterstadt ihm im Augustmonde 1837 setzte; Aber Gutenbergs Verdienste sind „aere perennius“ unvergänglicher denn Erz!

Einige Zeit nach Gutenbergs Erfindung brachen schwere und verhängnisvolle Tage über Mainz herein, welche die Blüthe der Stadt knickten und sie dem Untergange nahe brachten. Im Jahre 1459 nämlich war Dietber von Sienburg zum Erzbischoffe gewählt, aber nach ärgerlichen Zwistigkeiten mit Kaiser und Papsi seiner Würde entsetzt worden. Papsi Pius der Zweite hatte ihn in den Bann gethan und statt seiner den Grafen Adolph von Nassau wählen lassen. Diether jedoch wollte nicht gutwillig weichen, und es entstand zwischen beiden Nebenbuhlern eine Fehde, die mit der größten Erbitterung geführt wurde. Die Stadt war Anfangs bei derselben nicht theilhaftig, da der Streit um das Erzbisthum sie nicht berührte, wohl aber war es für jeden der

Kämpfenden von größtem Belange, die streitbare und reiche Bürgerschaft zu sich herüber zu ziehen. Um dahin zu gelangen, erschien Diether in Mainz, und gewann die Stadt, durch das Angeloben mannigfacher Begünstigungen, für seine Sache. Namentlich versprach er ihr, daß fortan auch die Geistlichkeit zu allen Gemeindelasten und Beschwerden herbeigezogen werden solle. Die Stadt blieb ihm treu, sie trotzte dem Interdicte des Papstes und berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Sie glaubte die Fehde beendet, nachdem Diether die Verbündeten seines Gegners bei Seckenheim in der Pfalz auf's Haupt geschlagen hatte. Aber Adolph sann auf Rache und nahm, um um dieselbe desto sicherer befriedigen zu können, seine Zuflucht zu schwarzer Verrätherei. Durch die Vermittlung des Ritters Heinz von Herheim gelang es ihm etliche Rathsherrn und einige hundert Bürger auf seine Seite zu bringen. Mit ihnen wurde in'sgeheim verabredet, die Stadt den Bewaffneten Adolphs zu überliefern, der scheinbar Friedensunterhandlungen angeknüpft und Diether und dessen Freunde nach Mainz zu einer Zusammenkunft eingeladen hatte, auf welcher der Frieden geschlossen werden sollte. Aber es war Alles nicht ehrlich gemeint. Der Bürgermeister Dudo, der zugleich Baumeister war, hatte ihm versprochen das Gauthor öffnen zu lassen. Am 26. Oktober erschienen in dunkler Nacht 5000 Bewaffnete vor Mainz und in der Umgegend, die Wälle und Mauern wurden erstiegen, und gegen 4 Uhr Morgens (am 27ten) befand sich ein beträchtlicher Haufe innerhalb der Stadt. Jetzt erst erhielten die Bürger Kunde von der Anwesenheit des Feindes; sie bewaffneten sich in aller Eile, um ihn zu vertreiben, die Sturmglocken wurden geläutet und es begann ein furchtbar blutiger Kampf in den Straßen der Stadt. Diether entfloh, als der Morgen dämmerte, in einem Rachen über den Rhein und ent-

kam; noch vor Mittag gelang es den Bürgern ihre Feinde
 zweimal bis ans Thor zurückzudrängen; auch zogen einige
 hundert Reiter, welche Diether in aller Eile zusammenge-
 rafft hatte, ihnen zu Hilfe, und sie glaubten bereits den
 Sieg gewonnen zu haben, als plötzlich eine ungeheure
 Feuersbrunst ausbrach. Die Feinde hatten die Stadt an
 mehreren Orten angesteckt, die Flamme ergriff mehrere Straßen
 und legte ganze Häuserreihen in Asche. Die Bürger eilten
 heim, um die Ihrigen zu retten, der Widerstand wurde
 schwächer, die Verwirrung stieg, aber noch wehrten sich
 Zünfte und Patrizier, bis zwei Bürgermeister tödtlich ver-
 wundet wurden und dreihundert Bürger todt in den Gassen
 lagen, einhundert und fünfzig Häuser eingeäschert und die
 dreihundert Reiter, welche Diether zur Hilfe gesandt hatte,
 entflohen waren. Jetzt erst ergaben sie sich. Am folgen-
 den Tage, 28. October, kam dann Adolph von seinem Schlosse
 zu Eltville im Rheingau, nach Mainz, und befriedigte seine
 Rache gegen die gebeugte und bezwungene Stadt vollstän-
 dig. Ein großer Theil der Bürger wurde verbannt, ihre
 Habe geraubt, Mainz geplündert und alle Privilegien und
 Freiheiten, welche Mainz im Laufe der Jahrhunderte von
 Kaisern und Erzbischöfen erworben, ließ Adolph auf öffent-
 lichem Markte zerreißen und verbrennen. Mainz hatte seine
 Freiheit verloren, und auch Diether, der nach Adolphs Tode
 wieder Erzbischof wurde, und für dessen Sache sie so Schweres
 erduldet hatte, gab, undankbar und eigennützig, ihr diesel-
 ben nicht zurück; ja er ließ in der Stadt die Martinsburg
 bauen, um die Bürger zu allen Zeiten im Zaume halten zu
 können. Die Erzbischöfe wohnten fortan in der Stadt,
 welche sich von jenem furchtbaren Schlage nie ganz wieder
 erholte, und die Unabhängigkeit nicht wieder erwarb. Mainz
 hatte, als städtisches Gemeinwesen, keine thätige Geschichte
 mehr, sondern als eine dem Kurfürsten unterworfenen Stadt,

nur noch eine leidende. Die Hauptmomente derselben wollen wir in folgenden Umrissen kurz andeuten.

Die kirchlichen Streitigkeiten berührten auch die rheinischen Lande und Mainz wurde in die daraus hervorgehenden Fehden und Kriege verwickelt, aber erst nach dem Ableben des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, eines prachtliebenden und der freieren Richtung des Geistes keineswegs abholden Mannes, an dessen Hofe ein Charakter wie Ulrich von Hutten, und Gelehrte wie Reuchlin und Erasmus von Rotterdam willkommene Aufnahme fanden. Auch Albrecht Dürer und der Maler Grünewald erhielten Aufmunterung und Belohnung von diesem, die schönen Künste liebenden Fürsten. Einige Zeit nach seinem Tode, der 1545 erfolgte, zog Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg vor die Stadt, besetzte sie und brandschatzte die Geistlichen, ohne die Bürger eben sehr zu belästigen. Verhängnißvoller war der dreißigjährige Krieg. Im Jahre 1622 erschienen in der Nähe von Mainz nicht weniger als sechs fremde Kriegsheere, nämlich die von Spinola, Mansfeld, Lilly, des Herzogs Christian von Braunschweig, des Markgrafen von Dur-lach und des Fürsten von Nassau. Im Jahre 1631 rückte Gustav Adolf an den Rhein. Seine Landung hatte seinen Gegnern überall solchen Schrecken eingeflößt, daß man, als er noch in Pommern stand, in Mainz schon berathschlagte, ob nicht eine Uebergabe mit einer vortheilhaften Kapitulation einer gefährvollen Belagerung vorzuziehen sei, und ob man nicht vorher alles Geschütz vernageln oder versenken, und die Munition fortschaffen sollte. *) Der Schwedenkönig durchzog Deutschland; er ging am 17. Dezember

*) Schaab, Geschichte der Bundesfestung Mainz (1835) S. 130. Von diesem fleißigen Forscher erscheint noch in diesem Jahre eine „Geschichte des rheinischen Städtebundes mit Urkunden,“ welche ohne Zweifel neues Licht auf diesen Gegenstand werfen wird.

1631 über den Rhein bei Oppenheim, erstürmte dasselbe und zog am 23. Decemb. als Sieger in das schwach vertheidigte Mainz ein, welches ein Vierteljahr lang einen Heerhaufen von 16,000 Mann ernähren mußte, nachdem es zuvor gebrandschatzt und zum Theil verwüestet worden war. Die Schweden besserten die Festungswerke aus, und legten auf dem linken Ufer des Main's, an der Mündung dieses Flusses, die Gustavsburg an. Erst am 9. Januar 1636 zogen sie wieder aus Mainz ab, nachdem sie es vier Jahre und neunzehn Tage im Besiz gehabt. Es erhielt nun kaiserliche Besatzung, welche es aber schon 1644 gegen eine französische unter dem Herzoge von Enghien vertauschte. Erst in Folge des westphälischen Friedens, am 30. November 1648 mußte dieselbe Mainz räumen, nachdem sie über Stadt und Umgegend unermessliche Drangsale gebracht hatte. Seit jener Zeit sind die Franzosen lüstern auf den Besiz von Mainz, das sie am Mittelrhein als Bollwerk gegen Deutschland gebrauchen möchten, wie Straßburg am Oberrhein und Köln am Niederrhein. Die Mainzer Kurfürsten, denen dieses Streben nicht verborgen bleiben konnte, sahen ein, wie nöthig es war, ihre Hauptstadt in besseren Vertheidigungszustande zu setzen, und die Festungswerke den Erfordernissen der neuern Kriegskunst gemäß aufzuführen. So begann denn ein italienischer Kriegsbaumeister, Joseph Spalla, deren Bau, und brachte bis 1676 die erste und zweite Umfangslinie zu Stande. Diese war noch nicht lange vollendet, als in dem gräßlichen Kriege von 1688, — in welchem Ludwig XIV. und Louvois durch ihre Mordbrennerbande unter Melac und Düras das ganze Rheinland verwüesteten, wie selbst Hunnen und Türken nie ein Land verwüestet haben, — ein französisches Heer vor Mainz erschien und dasselbe besetzte. So sorglos war der Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim, so schwachvoll nachlässig das Reich gewesen, daß nur 800 Mann Besatzung in Mainz

vorhanden waren! Die Stadt kapitulirte am 17. Oktober 1688. Die Kapitulation wurde nicht gehalten. Nun mußten zwar im folgenden Jahre die Franzosen, nachdem sie eine viermonatliche Belagerung ausgehalten und sich tapfer vertheidigt hatten, Mainz wieder räumen, aber schon 1691 versuchten sie es abermals, sich durch List und Verrath desselben zu bemächtigen. Ein kaiserlicher Kriegskommissär — der Verräther hieß Kossbruch — wollte es ihnen in die Hände spielen, und nur die Ehrlichkeit eines Soldaten, der französisch verstand — Beaupre war sein Name — vereitelte das Gelingen des Plans. Beiläufig mag, zum Beweise wie elend es damals in unserem Deutschland bestellt war, angeführt werden, daß der Kaiser für jenen Verräther ein Begnadigungsschreiben ausgefertigt hatte! Aber der General von Thüngen hielt dasselbe zurück, und der Missethäter wurde hingerichtet.

Die Gefahr, in welcher sich die wichtigste und doch am meisten ausgesetzte Festung Deutschlands befand, bezog endlich das schläfrige Reich, derselben einige Sorgfalt zu widmen, aber doch erst nachdem 1734 wieder eine französische Armee vor der Stadt erschienen war; es wurden einige sogenannte Römermonate zur Anlage neuer Werke bewilligt; und dennoch wurde, — kaum sollte man es glauben, — im Anfange der siebenziger Jahre, der Vorschlag gemacht, Mainz zu schleifen. Nur der Kanzler von Benzeln verhinderte die Ausführung dieses heillosen Planes.

Nach dem dreißigjährigen Kriege war Mainz unter dem Erzbischof Johann Philipp von Schönborn, und dessen trefflichen Minister Boyneturg eine Zeitlang zu Blüthe und Wohlstand gelangt und die geistige Regsamkeit so lebendig, die Pflege der ernstesten Wissenschaften so wohlgemeint, daß selbst Leibniz, und viele andere ausgezeichnete Gelehrte

jener Zeit, z. B. Pufendorf und Conring, gern am dortigen Hofe verweilten. Den glänzendsten Zeitabschnitt in dieser Hinsicht bilden jedoch die letzten Jahrzehnte vor der Revolution, als Emmerich Joseph und Friedrich Karl von Erthal Kurfürsten waren, die Jesuiten aufgehoben wurden, und hellere Grundsätze in Kirchenwesen und Wissenschaften sich verbreiteten. Damals erhielt, die früher immer unbedeutend gebliebene Mainzer Hochschule einen freilich nur vorübergehenden Glanz, und Männer, wie Georg Forster, Johannes Müller, Heinse, der berühmte Anatom Sommering und viele Andere waren die Zierden der Stadt.

Da brach in Frankreich der politische Sturm aus, welcher bald auch verheerend über die Rheinlande dahintobte. Der Krieg war da, das französische Heer hatte die Grenzen überschritten; Custine war über Landau und Speier nach Mainz vorgeedrungen, das er völlig unvorbereitet zum Widerstande und von einer Handvoll jenes geworbenen Gesindels besetzt fand, das aus aller Herren Länder zusammengetrommelt war, und dem aller Gemeinsinn fehlte. Mit Hülfenleitern, — es ist buchstäblich wahr, — erschienen die Franzosen vor den Mauern, denn an Sturmleitern fehlte es ihnen, und die Stadt öffnete ihnen am 19. October 1792 die Thore. Werfen wir den Schleier über solche Schmach, die sich in deutschen Landen nie wiederholen darf!

In Mainz fanden die Franzosen mit ihren damaligen Grundsätzen großen Anklang; man war der geistlichen Herrschaft überdrüssig und das verknocherte deutsche Reich hatte keinem Chrsfurcht einzuslößen, kein lebendiges Nationalgefühl zu erwecken vermocht. Es wurden Freiheitsbäume gepflanzt, es bildete sich ein rheinisch-deutscher Nationalconvent, welcher Abgeordnete nach Paris schickte, wo Georg Forster, enttäuscht von so manchen Hoffnungen, starb, und

Lux, der muthige Verteidiger der Heldin Charlotte Corday glorificirt wurde. Im Juli 1793, nachdem das Feuer der vor die Stadt gerückten deutschen Armee viele Kirchen und Häuser in Asche gelegt hatte, mußten die Franzosen abziehen, erschienen aber 1794 wieder, ließen sich dann Mainz im Frieden von Campo Formio abtreten, und diese Abtretung im Euviller Frieden bestätigen.

Mainz war nun an die Geschichte Frankreichs gebunden. Napoleon nannte es seine „gute Stadt,“ er hob Rekruten aus, die in seinen Heeren gegen Deutschland fechten mußten, er ließ die Stadt gut und milde verwalten, die Festungswerke ausbessern, wollte eine steinerne Brücke über den Rhein bauen lassen, und richtete sich mit seinen Franzosen so wohlthätig ein, als ob er für alle Zeiten im Besitze bleiben wollte. Viel Segen hat Mainz von der französischen Occupation nicht gehabt, aber für den Verlust seines alten Wohlstandes und so vieler ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit, ist es einigermassen entschädigt worden durch die Geschworenengerichte und die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, alter deutscher Einrichtungen, welche uns im Vaterlande abhanden gekommen waren, und welche die Franzosen, nachdem sie dieselben den Engländern entlehnt hatten, wieder nach Deutschland zurückbrachten. Dank dafür hat aber Mainz den Franzosen nicht zu sagen; wäre eine Schuld da, sie ist mit dem Blute der Mainzer, welche in Spanien, Rußland und Deutschland unter französischen Fahnen stritten und fielen, doppelt und dreifach getilgt.

Nachdem Napoleon bei Leipzig auf's Haupt geschlagen und der alte Blücher am Neujahrstage bei Raab über den Rhein gegangen war, wurde Mainz von den Verbündeten eingeschlossen und am 5. Januar in Belagerungszustand erklärt. Während der Einschließung raffte ein bössartiges Fieber 20,000 Soldaten und Tausende von bürgerlichen

Einwohnern hinweg. Am 4. Mai wurde Mainz von den Franzosen geräumt, und war nun wieder eine deutsche Stadt.

Nach einer provisorischen Verwaltung wurde 1816 die Stadt sammt einem Gebiete von einigen zwanzigen Geviertmeilen dem Großherzogthum Hessen einverleibt, und bildet seitdem die Hauptstadt der Provinz Rheinhessen. Der Großherzog hatte am 8. Juli erklärt, daß von seiner Seite sich namentlich auch „die Pressfreiheit seines besondern Schutzes und vorzüglicher Pflege zu erfreuen haben solle.“ Aber in der Stadt Gutenbergs ist Censur bis auf diesen Tag.

Werfen wir nun einen Blick auf die gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse von Mainz, das nach so langen Jahrhunderten immer noch als eine der angesehensten Städte Deutschlands dasteht, und von seiner alten Wichtigkeit nicht nur nichts verloren hat, sondern bedeutender ist als je zuvor, als Handelsstadt wie als schützendes Bollwerk und Festung ersten Ranges. Alljährlich erheben sich neue Gebäude und Straßen, deren moderne Bauart und Regelmäßigkeit zu den älteren, engen und winkeligen Stadttheilen einen scharfen Gegensatz bildet. Aber darin liegt eben etwas Anziehendes, Charakteristisches und Wohlthuendes. Wer die Stadt durchwandelt, muß sich sagen, daß er in Mainz sich nicht in einer von jenen langweiligen, nüchternen, kasernenartigen und künstlichen Ortschaften befindet, welche ihren Ursprung nicht etwa dem Bedürfnisse, sondern dem blinden Zufalle oder der eigensinnigen Laune eines Einzelnen verdanken und in denen ein alter Bürgerstamm fehlt, sondern in einer ehrwürdigen Stadt wo Alles an eine reiche und bewegte Vergangenheit erinnert.

Nabe am Rhein erhebt sich der alte Dom, den Erzbischof Willigis im Jahre 978 auf der Stelle einer andern

Kirche bauen zu lassen anfang. Die Schicksale, welche diese Kirche erlitten hat, sind sehr mannigfaltig. Nach dreißig Jahren war das Gotteshaus vollendet, es wurde 1009 feierlich eingeweiht, aber, in Folge von Unvorsichtigkeit, welche Arbeiter bei der festlichen Beleuchtung sich zu Schulden kommen ließen, ein Raub der Flammen. Sogleich beschloß man die Wiederherstellung und unter dem dritten Nachfolger des heiligen Willigis, dem Erzbischof Barda, im Jahr 1037, wurde im Beiseyn Konrad II. der Dom auf's Neue eingeweiht. Darauf brannte er 1081 zum zweiten-, 1137 zum dritten-, 1190 zum viertenmal ab, und konnte erst 1237 unter Siegfried III., aus dem Hause Eppstein, wieder für den Gottesdienst eröffner werden. Aus dieser Zeit rührt seine jetzige Bauart und Gestalt. Wie hoch steht doch der Bürgerstimm jener Zeit über der unserigen. Mainz baute binnen zweihundert Jahren seinen Dom viermal von Grund aus neu und jetzt zweifeln Manche, ob vierzig Millionen Deutsche den einzigen Kölner Dom zu Stande bringen können! Das ist ein sündhafter Kleinmuth, eine beklagenswerthe Rückständigkeit mancher Geister aus früheren, unglücklichen Zeiten!

In den Jahren 1220 und 1225 wurden die Gewölbe über den Armen des Kreuzes am westlichen Chor gebaut, und bei ihnen zeigt sich das erste Erscheinen der Spitzbogen in Deutschland. Der Ausbau ging von nun an allmählig weiter, die Kirche wurde mit Bildhauerarbeiten und Gemälden und kostbaren Gefäßen geschmückt. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während die Schweden in Mainz lagen, war der Vorschlag gemacht worden, den Dom in die Luft zu sprengen, und an seiner Statt eine Schanze zu errichten, aber dieser barbarische Plan wurde glücklicherweise vereitelt. Gustav Adolph ließ nur, zum Andenken an seine Anwesenheit, die Ecken von den Pfeilersockeln wegschlagen,

welche erst im Jahr 1830 wieder ausgebeßert worden sind. Die Elemente verschonten auch in der neuern Zeit den Dom nicht: 1767 brannte der Helm ab, eine der schönsten Zierden des Gebäudes; der Blitz hatte ihn angezündet; und nun wurde der beschädigte Theil der Kirche im Zopfstyle jener Zeit, der das Ganze verunstaltete; wiederhergestellt. Der sechste Brand fällt in's Jahr 1793, als die vereinigte deutsche Armee Mainz beschloß. Der Dom gerieth durch Bomben in Feuer, das Gebäude wurde zum Theil vernichtet, alle Glocken, bis auf eine, schmolzen, und die an Handschriften und alten Drucken so reiche Dombibliothek ging verloren. Die Franzosen verwandelten das Gotteshaus in ein Vorrathsmagazin, die schätzbarsten Gegenstände wurden von ihnen geraubt oder muthwillig zertrümmert; ja sie stahlen den zinnernen Sarg des Kurfürsten Emmerich Joseph und zerstreuten die Todtengedebne. Was noch übrig geblieben war, wurde nach dem Luneviller Frieden öffentlich versteigert. Mit Recht ruft der verdiente Dombekau Werner, welcher ein lehrreiches Werk über den Dom geschrieben hat, in edlem Unwillen aus: „Man fühlt sich empört über ein solches Verfahren einer civilisirten Regierung. Man weiß nicht, ob man mehr über die verübte Beraubung oder über die klägliche Unwissenheit und den gänzlichen Mangel an Sinn für Kunst und Wissenschaft erstaunen soll. Der damalige Präfekt schrieb an den Kultusminister Portalis: der Dom ist nichts als eine Masse von Ruinen, zu nichts als nur zum Niederreißen tauglich!“. — Erst 1803 wurde der Dom wieder Kirche, 1809 erhielt er wieder Glocken und Thürme; das Innere aber wurde von französischen Baumeistern zum Theil sehr geschmacklos modernisirt. Nachdem er 1813 vorübergehend zur Kaserne gedient hatte, wurde er nach dem Einzuge der Deutschen seiner Bestimmung zurückgegeben, und seitdem ist viel für

ihm gethan worden. Der Mainzer Dom (360 Fuß lang, 130 Fuß breit) befindet sich wieder in einem Zustande, der seiner würdig ist. —

Mainz hat für jeden Fremden, gleichviel ob derselbe kürzere Zeit in der Stadt verweilt oder sich länger dort aufhält, so viel Anziehendes und Fesselndes, wie wenig andere Städte. Vieles trägt dazu bei, daß Jeder sich hier bald heimisch fühlt. — Die herrliche Lage der Stadt, das rege und bewegte Leben am Rheinhafen, der ununterbrochene Zuzug von Fremden; hauptsächlich aber das heitere ungezwungene, freie Wesen der Bewohner und das ächt rheinländische Verhalten, welches derjenige am besten zu begreifen und zu würdigen lernt, der als Fremder dasselbe längere Zeit unbefangenen beobachtet. Die Bevölkerung von Mainz besteht aus mannigfachen Elementen; im Laufe der Jahrhunderte hat sich ein Flöß über den andern gelagert, aber die einzelnen Schichten haben sich immer sehr bald zu einem gediegenen Ganzen vereint und wie zu einem Gusse durchdrungen und verbunden. Im Charakter des Mainzers schlägt Offenheit und Lebhaftigkeit vor; es fehlt ihm nicht an Liebe zur Thätigkeit; seine Freimüthigkeit verläugnet sich unter keinen Umständen. Mit dem Worte ist er schnell fertig, und auf Rede weiß er vortrefflich Gegenrede zu geben. Er hat im Allgemeinen einen scharfen Blick und eben so scharfen Wit, der neben seinem zwanglosen Wesen und dem löblichsten Sinne für Anstand und Ordnung alle Stände durchdringt. Die ärmeren Klassen, so gründlich derb sie sich auch zu äussern pflegen, sind doch im Grunde harmlos und gutherzig, und ihre handfeste Derbheit ist jedenfalls der Verdampfung oder abgeriebenen Pfliffigkeit, die man wohl in einzelnen andern Städten findet, bei weitem vorzuziehen. Bei dem Gutenberg's feste haben alle diese vortheilhaften Seiten der gastfreien Mainzer sich im hellsten Glanze

gezeit, und ihnen die wohlverdiente Achtung und Sympathie des gesammten deutschen Vaterlands erworben. Damals stand ein Fürst auf dem Söller des Schauspielhauses, während auf dem großen Gutenbergplätze viele Tausende von Menschen durcheinander wogten. Daß bei solchen Feierlichkeiten in Mainz die Ordnung ohne Polizei und Soldaten bloß durch die Haltung des Volks gesichert bleibt, versteht sich in dieser Stadt von selbst. Jenen Fürsten nun, der an englische Scenen gewöhnt seyn mochte, wunderte das, und er richtete an den neben ihm stehenden Bürgermeister die Frage: wo denn der Pöbel sei? Der Bürgermeister gab die richtige Antwort: „Wir haben wohl arme Leute, und die stehen dort unter der Menge, aber Pöbel haben wir in Mainz nicht.“ Und derselbe Sinn für Anstand zeigt sich auch bei andern öffentlichen Zügen, z. B. in den Fastnachttagen, seit der Fasching wieder neu belebt und in Mainz eben so volksthümlich geworden ist, wie in Köln.

Der Mainzer hält viel auf den Ruhm und die Ehre seiner Vaterstadt, welche Niemand antasten darf, ohne sich empfindlicher Rüge auszusetzen. Wo es sein Mainz gilt, da scheut er nicht leicht ein Opfer, und Alle vertreten mit Nachdruck die Stadt und machen gegen aussen Front. Es liegt in ihnen ein städtischer Patriotismus im besten Sinne des Wortes, der weit entfernt ist von der Beschränktheit einer verknocherten Pfahl- und Spießbürgerlichkeit anderer Drißschaften, oder dem leeren Dünkel mancher eben Residenzstädte.

In Bezug auf Volksmenge nimmt Mainz unter den Rheinstädten die vierte Stelle ein; es folgt auf Rotterdam, Köln und Straßburg. Seine bürgerliche Einwohnerschaft beläuft sich auf 33,000 Seelen, wovon etwa 1900 sich zum mosaïschen Glauben, 5000 zur evangelischen und die

übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Der Mainzer hält, wie billig und recht, auf seinen Glauben, und es darf ihn darin keiner kränken. Eingriffe der Polizei- und Staatsgewalt in die Kirche würden ihn mit Entrüstung erfüllen, aber gegen Andersdenkende ist er, als verständig, gebildet und aufgeklärt, entschieden duldsam. Er faßt im Leben nur den Menschen in's Auge, über den Glauben läßt er Gott richten. Daher ist ihm konfessionelle Zwietracht zuwider, und wenn sie sich irgendwo zeigen sollte, so würde sie stets auf sehr kleine Kreise beschränkt bleiben, und die gesellschaftliche Eintracht nie zu trüben vermögen.

Auf's Liebste ist in Mainz der Sinn für Oeffentlichkeit eingewurzelt, der ganz dem Naturell des Rheinländers entspricht. Dieser erträgt keine Geheimnißkrämerei, und lästige Beamtenvormundung ist ihm von Grund der Seele verhaßt. Darum hat auch in Mainz ein widerwärtiges Polizeiregiment nie aufzukommen vermocht, und man bewegt sich in dieser Stadt, ungeachtet der Festung, so zwanglos und ungehindert, wie in irgend einer andern Stadt der Welt. Diesem Sinne für Oeffentlichkeit entsprechen manche von den Institutionen, welche die französische Revolution den Rheinlanden brachte, und eben darum fanden sie so willige Aufnahme und gingen so wunderbar schnell in Saft und Blut des Volkes über, daß dasselbe bis auf den heutigen Tag mit Leib und Leben an seinen „rheinischen Einrichtungen“ hängt. Und wahrhaftig es hat ganz Recht, uns Deutsche auf dem rechten Rheinufer zu bemitleiden. Da, wo wir Altstaub haben, wo bei uns hinter verschlossenen Thüren nach geschriebenen Protokollen, insgeheim Recht gesprochen wird, da hat bei ihnen die freie, frische Lebensluft Zutritt, da übt das Volk die ihm gebührende Oberaufsicht, da hat es öffentliche und mündliche Gerichtsbarkeit, da nehmen seine Geschworne Theil an der Ausübung der richt-

terlichen Gewalt. Im Rheinlande wird der Angeklagte nach altgermanischer Grundsatz von Seinesgleichen, im Beiseyn seiner Mitbürger gerichtet, er ist sicher gestellt vor Willkühr, er kann sich selbst vor seinen Mitbürgern verantworten, und seine Unschuld darthun; er kann sich persönlich überzeugen, ob sein Sachwalter ihn würdig vertritt. Dem linken Rheinufer ist nach dem Austreiben der Feinde die Aufrechterhaltung seiner Institutionen feierlich versprochen worden; nichts desto weniger hat der neumodische Beamtenstaat, der nur mit scheelem Blicke gleichviel irgendwelche Selbstständigkeit der Bürger sieht, über die ihm keine Bevormundung eingeräumt ist, da und dort zwei Jahrzehnte lang an ihnen herumgebohrt, und mehrfach mit der verwerflichsten Treulosigkeit oder mit beklagenswerther Kurzsichtigkeit sie zu durchlöchern getrachtet. Hätten die Rheinländer sich weniger standhaft gezeigt, sie wären wohl jener unschätzbaren Güter in den Tagen der trostlosen Reaktion verlustig gegangen. Aber endlich hat die Schreiberschaft ihren Kampf aufgeben müssen, und es stehen keine ferneren Eingriffe zu besorgen; ja man darf hoffen, daß auch wir im übrigen Deutschland, wenn auch vor der Hand nur theilweise, jene Einrichtungen erhalten, um welche wir unsere rheinischen Brüder mit Eifer und Recht so sehr beneiden, die wir ihnen aber auch von ganzem Herzen gönnen.

Die Gewerbsamkeit von Mainz hat besonders in der letzten Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Fleiß und die Intelligenz der Bewohner, die Leichtigkeit, alle Arbeitsstoffe zu beziehen, und die günstige Lage für den Absatz haben zusammengewirkt, um die Industrie zu beleben, und seit einigen Jahren befördert der Gewerbeverein (sein Zweig des hessischen Gewerbevereins) den Gedankenaustausch und die geistige wie praktische Ausbildung unter den Industriellen, welche die Zeit und deren Bedürfnisse wohl bis

griffen haben. In mehr als einer wichtigen Angelegenheit ist von den Mainzern die erste Anregung ausgegangen; Mainz war die erste Stadt in Deutschland, welche eine Industriehalle gründete, in welcher jeder Gewerbsmann seine geprüften und für tadellos befundenen Arbeiten zu öffentlichem Verkaufe ausstellt. Dieser Gewerbeverein war auch der erste, welcher den ihn ehrenden, wahrhaft volksthümlichen Vorsatz faßte, für den September 1842, die erste allgemeine deutsche Gewerbausstellung zu veranstalten und er hat alle Hindernisse, welche der Verwirklichung des Planes im Wege standen, durch Beharrlichkeit glücklich aus dem Wege geräumt und sich allgemeine Anerkennung erworben. Unter den Gewerbezweigen die für Mainz am wichtigsten sind, heben wir die Fabrikation von Feder, die feinen Tischlerarbeiten (die Möbel gehen bis nach Amerika und in die Levante) die musikalischen Instrumente, die Wägen, die Perlen und die schäumenden Champagnerartigen Rheinweine hervor.

Was den Handel betrifft, so verlor zwar im Jahre 1831 die Stadt ihr Stapelrecht, und die Rheinsperre der Holländer hat ihr vielen Schaden verursacht ungeachtet des Freihafens, aber die Dampfschiffahrt seit 1827 hat Vieles ausgeglichen, und wenn der Kaufmannsstand dieselbe Nüchternheit zeigt und sich zu demselben Gemeinsinn erhebt, welche der Gewerbestand bethätigt, so ist kein Zweifel, daß der von der vortrefflichsten Lage begünstigte Handelsverkehr zu immer höherem Gedeihen gelangt. Auch die Dampfschiffahrt auf dem Main, sobald dieser Strom mehr geregelt seyn wird, und die Eröffnung des Donau-Mainkanals, kann von großer Wichtigkeit werden. Am bedeutendsten ist für Mainz neben der Expedition und dem Handel mit Kolonialwaaren und Rheinwein, jener mit Getraide, das aus den fruchtbaren Rhein- und Maingegendern herbeigeführt und

hier verkauft wird. Mainz ist für diesen Artikel einer der größten Märkte in Europa, und mit Recht hat die Stadt durch Erbauung einer herrlichen Fruchthalle bethätigt, wie großen Werth sie auf diesen Handelszweig legt.

In Bezug auf das geistige Leben zeigte sich in Mainz vielfache freie Regsamkeit und der starre Buchstabenglauben hatte oftmals Ursache, sich über Freigeisterei zu beklagen. Seit 1476 war, durch Diether von Isenburg gestiftet, eine Universität vorhanden, die aber nie bestimmend, selten anregend, auf die Entwicklung des deutschen Geistes gewirkt hat. Die Zeit, wo unter Albrecht von Brandenburg Hutten, Erasmus und andere Gelehrte in Mainz lebten, ging schnell vorüber; schon 1486 hatte Berthold von Henneberg die unglückselige Censur eingeführt, und im Jahr 1561 erlitt die Universität das Schicksal, daß die Jesuiten Einfluß erhielten, der sich hier eben so nachtheilig wie anderswo zeigte. Als dieselbe sich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts verzüngte, nachdem der Minister Stadion die Macht der Jesuiten in Mainz untergraben hatte, brach bald nachher die Revolution wie eine Sturmfluth über die Rheinlande herein, und die Mainzer Hochschule wurde im Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben; die Bildungsanstalten wurden unter französischer Herrschaft durchaus vernachlässigt, Alles sollte französisirt werden, es wurde nur auf Formales gesehen und erst seit der deutschen Zeit sind die Unterrichtsanstalten auf eine der Zeit und den Bedürfnissen mehr entsprechende Weise eingerichtet. — Von wissenschaftlichen Vereinen müssen wir den rheinischen, naturforschenden Verein nennen, der eine werthvolle Naturaliensammlung besitzt, und den Verein für Kunst und Literatur, die etwa 100,000 Bände starke Bibliothek hat viele werthvolle, besonders ältere Werke; mit ihr ist eine Gemäldesammlung,

ein Münzkabinett und eine reiche Sammlung römischer Alterthümer verbunden.

Mainz hat im Laufe der Jahrhunderte, seit Ababamus Maurus viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht; schon frühe blüheten dort Maler- und Sängerschulen, und für den Zartfenn der Mainzer Frauen im Mittelalter mag es zeugen, daß sie den Sönger Heinrich von Meiffen — Frauenlob — dessen Denkmal noch im Kreuzgange des Domes gezeigt wird, weinend zu Grabe trugen. Die Geschlechter der Walpode, der Nibelungen, der Dueburge und andere waren ausgezeichnet im Krieg und Frieden, Heinrich von Ofterdingen, von dem behauptet wird, daß die letzte Uebersetzung des Nibelungenliedes von ihm herrühre, soll ein Mainzer gewesen seyn. Aus der neuen Zeit können wir mehrere berühmte Männer anführen, deren Vaterstadt Mainz war. Graf Benzel Sternau und Steigentesch sind geachtete Schriftsteller im Fache der schönen Literatur, Niclas Vogt, der Diplomat Itner, der verdiente Bodmann, Herausgeber der „Rheingau'schen Alterthümer“, Lehne, der geistvolle Alterthumsforscher, die Philosophen Windischmann und Neeb, der Theolog Klee, der große Orientalist Franz Bopp, die Maler Stieler und Lindenschmitt, ihrer aller Wiege stand in Mainz.

Noch nennen wir zwei Ehrenmänner, denen in ganz Deutschland Jeder, welcher Volksthum, Freiheit und Fortschritt liebt, zu hohem Danke verpflichtet ist, — den badischen Abgeordneten J. A. v. Ißstein (geboren in Mainz 1775) dessen Scheitel zwar Silberhaar deckt, der aber noch frisch und rüstig ist, wie ein Jüngling, und die Rechte des Volkes männlich und charakterfest, praktisch und unermüdet vertritt, — und den hessischen Abgeordneten Glaubrecht, den auch leidende Gesundheit, nicht abhält als Volksvertreter für die Sache der deutschen Entwicklung mit preiswürdiger Ausdauer zu wirken, und der für und für seine

Stimme zu Gunsten des guten Rechts in Hannover und der freien Presse zu erheben nicht abläßt. Die Bemühungen Beider hat das deutsche Volk anerkannt, es hat zwar keine Orden zu vergeben, aber Ehrenbecher und Achtung und Liebe denen, welchen sie gebührt.

Was schließlich Mainz als Festung betrifft, so wurde es am 3. November 1815 zur Festung des deutschen Bundes erklärt. Die innere, bürgerliche Verwaltung, so weit sie sich nicht etwa auf Vertheidigung des Places bezieht, hängt von Großherzoglich Hessischen Behörden ab, Alles übrige von dem Gouverneur und Kommandanten der Festung. Die Besatzung soll aus einer gleichen Anzahl österreichischer und preussischer, nebst einem Bataillon hessischer Truppen bestehen. Den Gouverneur ernennen abwechselnd von fünf zu fünf Jahren beide deutsche Großmächte. Im Friedensstande soll die Besatzung aus 6000, im Kriege wenigstens aus 12,000 und wenn sie vollständig ist, aus 21,000 Mann bestehen, wovon Oesterreich und Preußen je 7000 Mann Fußvolf und je 300 Reiter stellen, Sachsen-Weimar 2000 zu stellen hat; das übrige stellen Altenburg, Koburg-Gotha, Meiningen, die drei Anhalt und Hessen-Homburg.

Karl Andree.

Seid Menschen erst! *)

Eins ist höher noch, als Jud und Christ
 Zu seyn und Moslem — Mensch zu seyn!
 Was zieht ihr, Christ und Muselman und Jude,
 Die Schranken zwischen euch, was theilt ihr thöricht
 Die ew'ge Gleichheit, die euch all' verbindet,
 Nach Sägungen, die nur der Zeit gehören,
 Und mit der Zeit verschwinden wie das Eis,

*) Dieses schöne Gedicht, so wie das früher mitgetheilte Kind im Korn sind einer Sammlung von Voeselees entnommen, die der verehrte Dichter Eduard Zeller anlangt unter dem Titel: DerTURN der Liebe herausgegeben hat.